

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

243 (25.10.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparthei.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Ablagen abgeholt, monatlich 80 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. 535.

Beilagen:
Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „**Sterne und Blumen**“.
Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „**Plätter für den Familiensitz**“.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. 535.

Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg., 10 Pfg. 60 Pfg. Lokalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an. **Redaktion und Geschäftsstelle:** Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). **Sprechstunden der Redaktion:** von halb 12 bis 1 Uhr mittags.

Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.

Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: Dr. Theodor Meyer; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz W. H. für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verleger: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.

Verantwortlich für Anzeigen und Reklamen: Hermann Waffler in Karlsruhe.

Deutschland.

Berlin, 24. Oktober 1909.

„Gegenüber der neuen Wlofsehnucht bemerkt die „Kreuzzeitung“ sehr kühl: „Also es ist erneut der Gedanke erkennbar, daß für einen etwaigen neuen Wlof der Fehler und Widerstand des alten Wlofs, der namentlich dessen Zerbröckelung vorbereitete, wiedererleben soll, daß nämlich die Konserverativen vor allem mithelfen sollen, liberale Politik zu treiben, also sich den eigenen Lebensfaden abzuschneiden. Dies ist eine Ungeheuerlichkeit, wie auch Herr v. Seydewitz in einer großen bekannten Rede hervorhob. Um aber dieses liberale Betreiben zu ermöglichen, wünscht man vielfach, daß zwischen den Konserverativen und dem Zentrum keinerlei Beziehungen beständen und daß daher ein Wieder-aufleben des Wlofgedankens tatsächlich auf eine völlige Planmäßige Ausschaltung des Zentrums hinauslaufen sollte, was fehlerhafterweise auf manchen Seiten als ein Zweck des alten Wlofs gelten sollte. Seitens der Konserverativen hat man hierzu nicht die Hand gereicht, und wird es auch in Zukunft nicht tun, sondern wird rein sachlich vorgehen. Wenn in einer gegebenen Frage der sachliche Standpunkt des Zentrums den konserverativen Anschauungen, namentlich in grundlegenden Dingen, mehr entspricht, als die liberale Anschauung, so würde man einfach nicht nur dem Wlofgedanken die sachliche eigene konserverative Auffassungen und Grundzüge preisgeben. Dieses würde auch keineswegs der konserverativen Vergangenheit entsprechen, wobei nur daran erinnert sei, daß im wesentlichen die Konserverativen und das Zentrum unter Bismarcks Führung mit dem liberalen Manchestertum gebrochen und die für unter Wasserland, besonders für den Mittelstand und Bauernstand, so segensreiche Schutzpolitik eingeführt haben, die den großen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge hatte. Wie wenig sich die Konserverativen schlechthin einem solchen uneingeschränkten Bündnisse mit den Liberalen anschließen können, wobei der liberale Geist alle Zweige der Gesetzgebung durchdringen soll, wie es beim alten Wlof schließlich hieß, das geht beispielsweise aus dem jetzt wieder stark betriebenen Liebesgütern der Demokraten, die auch zum alten Wlof gehörten, mit der Sozialdemokratie hervor, wofür der Brief Kaufmanns an Bebel ein treffendes Zeugnis abgibt. Derartige Annäherungsversuche, wobei doch nur in der Wirkung das Bürgertum und die Monarchie die Einbindenden sind, widersprechen durchaus dem streng monarchischen Standpunkt der Konserverativen.“ Das genügt vorerst.

„Ueber den mangelnden Schutz der Familien-ehre“ liest man derzeit viel in der Presse und zwar aus Anlaß der jüngsten Erpresserprozesse. Die allgemeinen Anklagen richten sich ausgedehnter und unangenehmer gegen die Mängel des Systems, das den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden läßt. Die Klagen, die jetzt erhoben werden, sind nicht neu. Sie wurden, um nur einige besonders auffallende Beispiele anzuführen, bei dem Prozesse gegen Han, Eulenburg, Schönebeck, Goeben laut und lebten seitdem bei jeder Gelegenheit immer wieder. Nach Witten wird schon lange gesucht, aber über keine Anklagen zur Besserung ist man noch nicht hinweggekommen. Der Hauptfehler liegt auf dem Gebiet des Strafprozesses selbst, dessen Ordnung

immer noch nicht genügt, um der persönlichen Ehre vor Gericht mehr Schutz angedeihen zu lassen. Die Richter müßten, wie es im Scheidungsverfahren gang und gäbe ist, viel öfter die Öffentlichkeit ausschließen befugt und gewillt sein, wenn ein Zeuge Gefahr läuft, etwas auszusagen, das ihm zur Un-ehre gereichen könnte. Nicht das Urteil des Richters, sondern der Wunsch des Antragstellers soll ausschlaggebend sein. Ueber die Ablehnung des Wahrheitsbeweises ist schon so viel für und wider geschrieben worden, daß es sich erübrigt, diese Materie eingehend zu behandeln. Der Streit über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel, die ihre Unzulänglichkeiten ebenso gut hätte, wie jede andere, ist noch nicht erledigt. Aber unter den Mitteln, der öffentlichen Verunglimpfung wirksam begegnen zu können, scheint uns dieses doch das beste. Summa ius — summa iniuria, der Rechtsvorteil soll auf Seiten des Verleumdeten sein und nicht dem Verleumdigen zugute kommen. Ein vollgerechtes Maß der Mitschuld an den heutigen inhaltbaren Zuständen hat die Presse, wie die „National-Zeitung“ scharf hervorhebt, und die Gerichtsberichterstattung. Der soeben beendigte Prozeß ist wieder ein Schlußbeispiel für den Mißstand, der sich auf diesem Gebiete herausgebildet hat. Die Öffentlichkeit wird ausgeschloffen — der richtige Grund, aber die Bericht-erstattung wird im Monopol vergebend, so daß alle Welt trotzdem von jeder Einzelheit Kunde erhält. Nicht an dem Monopol stoßen wir uns, obwohl es eine immerhin merkwürdige amtliche Bevorzugung darstellt, sondern an der Tatsache, daß dieser Gerichts-beschluß den Grundlag der Schonung der Privat-ehre illusorisch gemacht hat. Welches Interesse haben das Gericht und die Öffentlichkeit an der Mög-lichkeit ganzer Familien oder einzelner Zeugen? Hat es der Fabrikant, der gern konvertieren werden wollte — jeder weiß, daß für diesen Titel Verdienste ganz bestimmter Art nachzuweisen sind, — denn verdient, vor ganz Deutschland in eine peinliche Lage gebracht zu werden? In anderen Prozessen werden Verleumdungen verlesen und dann in den Zeitungen veröffentlicht. Mädchen und Frauen können ihre Antworten auf nicht zu umgebende intime Fragen nachher in allen Zeitungen lesen, und der Wob-anläßler sieht über den Einbliss in allerlei Familien- und Aktengeschichte. Ist schuldig oder nichtschuldig, ob Angeklagter oder Zeuge, die Berichte über die Verhandlungen, wie sie jetzt geschrieben werden, bedeuten im ersten Falle eine unnötige Tortur und Verschärfung der Strafe, im anderen aber eine ganz ungerechtfertigte Mitleidlichkeit. Welche Folgen die Wlofstellung haben kann, mag hier unbedenklich bleiben. Mit einer Reform der Berichterstattung in Strafprozessen haben sich die Vertreter des Rechts schon oft beschäftigt, leider ohne über akademische Erörterungen hinauszuwachen. Wir erinnern uns eines Vorschlages, der einmal in der „Deutschen Juristenzeitung“ gemacht wurde, der eine gesetzliche Regelung der Berichterstattung herbeigeführt wissen wollte. Die Berichterstattung sollte, so hieß es, von der Erlaubnis des Gerichtes abhängig gemacht werden. Wie das Gericht das Recht zur Publikation des Urteils zubilligt, müßte es auch die Befugnis haben, den Umfang der Berichterstattung durch die Presse zu bestimmen. Dies wäre der einzige Weg, die Frage in rechtlich möglicher und einwandfreier Weise zu regeln. Zweifellos gibt es Fälle, bei denen die weitere Öffentlichkeit nichts verliert, wenn sie über Einzelheiten ununterrichtet bleibt.

„Note Falschmünzer!“ Bedinglich als Agitation- und Verbeugungsmittel betrachtet die Sozialdemokratie und deren Presse die letzte Reichsfinanzreform. Es kommt ihr vor allem darauf an, aus derselben Kapital für ihre eigennützigen Parteizwecke zu schlagen, wobei sie sich die verworstenen Mittel, der verlogenen Tricks und schamlosesten Schimpfereien bedient. Das weiß schlagend ein eben erschienenen weiteres Aufklärungsflugblatt des Volksvereins über die Reichsfinanzreform und die Stellung der Sozialdemokratie zur derselben nach, benannt: „Die roten Falschmünzer! Steuerlügen der Sozialdemokratie.“ Auf Grund der Neuerungen möglicher Parteiblätter und Parteiführer wird hier nachgewiesen, was denn eigentlich die Sozialdemokratie mit ihrer ganzen Steuerhege bezweckt und andererseits nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, welchen unermeßlichen Schaden die gesamte Arbeiterbewegung zu erleiden Gefahr droht, wenn diesem unverantwortlichen Treiben nicht bald Einhalt getan wird. Das zur Beilegung der Steuerlügen der Sozialdemokratie vortrefflich geeignete neueste Flugblatt über die Reichsfinanzreform wird gratis nur nach solchen Orten versandt, welche den Volksverein eingeführt haben oder in der Agitation zur Einführung sich befinden. In anderen Fällen erfolgt die Franko-Zustellung nur gegen nach-siehende Inloshenvermittlung: 100 Stück 1 M., 500 Stück 2 M., 1000 Stück 3 M. Die Bestellung erfolgt nur gegen vorherige Einfindung des Betrags, an dessen durch Postanweisung an die Zentralfelle des Volksvereins in M. Gl. Baden. Bestellung und Verbreitung des Flugblatts erfolgt wohl am geeignetsten durch die Geschäftsführer des Volksvereins, an welche Interessenten sich wenden mögen!

Baden.

Karlsruhe, 25. Oktober 1909.

Konfessionelle Verbeugung im Dienst der Nationalliberalen.

Im Wahlkreis des Herrn Abg. Bürgermeister Reuwith wurde folgendes, bei Gottlieb Feder-Sinshelm gedruckte Flugblatt bei den evangelischen Wählern verbreitet. Der Inhalt folgt hier im Wortlaut:
„Nacht auf die evangelischen Wähler des 67. Wahlkreises!
Der nächste Donnerstag ist der Tag, an welchem es sich entscheiden muß, ob das Zentrum, eine konfessionelle katholische Partei, oder der Liberalismus in unserer freiheitlich geminteten Vaterlande regieren soll.
Der Wahlfeldmarschall des Zentrums, Herr Reuwith, sprach es in einer Wählerversammlung in Unterrombach öffentlich aus, was das nächste Ziel des Zentrums ist, wenn es durch Hilfe der Konserverativen und des Bundes der Landwirte die Macht erlangt hat: die Beseitigung unserer geminteten Schule, die sich bis jetzt so gut bewährt hat, um an ihre Stelle die Konfessionsschule zu setzen, deren Leitung der Geistlichkeit ausgeliefert werden müßte.
Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Wähler, seht nach Spanien, wo dieser Tage ein freibeitlich geminteter Mann auf Betreiben der Bestimmungsgenossen des badischen Zentrums-Allgemeinrats dem Dasse der unzulässigen Kirche zum Opfer fiel. Was wollte der Dingesordete? Gewissensfreiheit, Freiheit des Denkens, Beseitigung der unsäglichen Klüster, unter deren Herrschaft das spanische Volk leidet. Was will die Zentrumspartei? Klüster will sie uns aufrichten, um sich Gesessenen zu ihrer dunklen Arbeit zu sichern. Wollt ihr Klüster, wollt ihr die Herrschaft der Kirche? Seht nach Spanien, und die Antwort auf diese Frage wird euch leicht fallen.“

Ihr seht, wohin aus die Reise geht: Kampf um die Schule! Gibt es wirklich evangelische Männer, die blind genug sind, das Zentrum in dessen Bestrebungen, die Macht über die Geister zu erlangen, und zwar um jeden Preis, zu unterstützen? Wir können es nicht glauben. Laßt euch nicht anlassen, wenn das Zentrum sagt, es sei liberal. Seine Taten haben es euch durch viele Jahre hindurch bewiesen, weß Geistes Kind es ist. Midworts, rückwärts, Don Rodrigo! Das ist keine innerliche Parole. Erlangt diese Partei die Herrschaft, so wird es sich alle Mühe geben, das Volk so rasch als möglich zu verblöden, um für seine Zwecke leithare Bürger heranzuziehen. Wenn evangelische Männer durch ihre Stimme aber dazu beitragen, daß ein Mann in den Landtag einzieht, der gewillt ist, dem Nachtgebot des Löwen von Jäbningen zu folgen, so braucht es einer Verdammung nicht mehr. Laßt euch warnen durch das Flugblatt des Zentrums, das dieser Tage in die katholischen Häuser gebracht wurde und in dem die Katholiken aufgefordert werden, Bürgermeister Herr, der Konserverativen und des Zentrums ihre Stimme zu geben. Es wird weiter in dem genannten Flugblatt gesagt, daß die Wahl des Groß ein Zentrumstug sein würde. Laßt euch nicht anlassen von den Nachern, die euch für dumme genug halten, daß ihr die Kapitänien für das Zentrum aus dem Feuer laßt. Ihr tut es nicht! Wollt ihr die Konfessionsschule, die euch viel Geld kosten würde? Wollt ihr eine Einrichtung, die dazu angetan ist, die Konfessionen aufeinander zu setzen? Wollt ihr, daß die Jugend schon durch Verfassung der ehlen Kindersele, durch Verleumdung Unerschläubiger, durch Erziehung zur Unzulässigkeit unglücklich gemacht wird? Nie und nimmermehr! Wenn ihr das Wohl unserer gesamten Bevölkerung im Auge habt, so könnt ihr keinem anderen Kandidaten eure Stimme geben, als unserem bewährten bisherigen Abgeordneten Bürgermeister Reuwith in Redarbischofsheim.

Das Flugblatt bedarf eigentlich keines Kommentars. Es ist so gemein und verlogen, daß die Partei sich zu schämen hat, zu deren Gunsten es geschrieben wurde. Es ist zunächst eine Frage, daß Baden irgendwem und irgendwem behauptet hat, das nächste Ziel des Zentrums sei die Beseitigung der geminteten Schule. Das Gegenstück davon ist Wahrheit. Sodann ist die Art, wie hier der Herr Reuwith in den Dienst der nationalliberalen Partei gestellt wird, ein politischer Skandal ersten Ranges. Von dem Anarchisten Ferrer, der Schuld trag an dem Tod von vielen Frauen und Kindern, an der Niederbrennung von Kirchen und Klöstern, dessen Mittel nach seiner eigenen Aussage „Gift und Bombe“ waren, sagt ein nationalliberales Flugblatt, das zur Wahl eines Großherzoglich badischen Bürgermeisters zum Abgeordneten auffordert, er sei ein freiheitlich geminteter Mann gewesen, der für Denk- und Gewissensfreiheit eingetreten sei! Und dann wird weiterhin gelogen, dieser Mann, der von einem Kriegsgericht rechtmäßig und in objektiven Verfahren zum Tode verurteilt wurde, er sei ein Opfer der katholischen Kirche! Fini über eine so gewissenlose, aller Moral bare Verbeugung! Wo soll es denn hinfommen, wenn in solcher Weise gehetzt und gelogen wird? Und dann, nachdem man die katholische Kirche eines Justizmordes angeklagt und sie hingestellt hat, als sei bei ihr das größte Verbrechen möglich, hat man noch die Frechheit, zu schreiben: „Wollt ihr, daß die Jugend schon durch Verfassung der Kindesseele, durch Verleumdung Unerschläubiger, durch Erziehung zur Unzulässigkeit unglücklich gemacht wird?“ Eine solche charakterlose tiefebedingte Leistung ist uns längst nicht mehr vorgekommen. Es gibt doch recht gewissenlose Leute! Und das alles, um die Protestanten abzuhalten, einen evangelischen Mann zu wählen!

Ein schweres Geheimnis.

Originalroman von Hans Wapfen.

(Fortsetzung.)
3. Kapitel.
Die Ankunft.
Siegend warf die Angulonne ihre senkrechten Strahlen auf Wege, Wald und Felder. Weiß gebrannt war das Getreide. Es zeigte sich reif für die Sense des Schmitzers und auf den Feldern herrschte daher ein emsiges Treiben und Schaffen. Müßig gebrachten die Männer ihre Sense, Garbe um Garbe fiel, hurtig wurden sie von den Binderrinnen, den „Scharwerkmarschells“, mit einem Strohhalm umwunden, und zu Haufen, den „Hocken“ zusammengefaßt, um dann väter auf vierhändigen Leitern in die Scheune gebracht zu werden. Flott von flatten ging die Arbeit; die großen Heubden waren mit Schweiß durchschlagen, auf den Gesichtern glühte brennende Hitze, doch keine Pause ließ man eintreten. Man gönnte sich kaum einen Schnaps, den der österreichische Arbeiter gern mal als sogenanntes „Stärkungsmittel“ gebraucht, immer weiter schmit die Sense fürchten in das wogende, goldige Getreide: „Mitt! Mitt! Mitt!“ Man ist zur sehr von der Witterung abhängig, muß also die schönen Tage benutzen, deshalb vorwärts, nur vorwärts!

und auf Stücken tönt ein melodischer Ton: „Tching, tching“ durch die schwüle Luft. Dann geht es ans hintere Ende und von neuem setzen die Schmitzer kräftig die Sense ins Korn.
Auf der Landstraße nach Kronau bewegte sich langsam ein mit zwei mageren Säulen bepanntes Verdeck, das sich durch den gelben Anstrich als Postfuhrwerk verriet. Die Hitze schien auch auf den Postillon und die Pferde eingewirkt zu haben. Während diese ein Tempo einschlugen, das an die Fahrt eines Leichenwagens erinnerte, sah jener auf seinen Wock und stierte dumpf sinnig vor sich hin. Ein und wieder veruchte er zwar, dem etwas verbeulten Postillon einige Töne zu entlocken, er gab dieses Beginnen aber immer sofort wieder auf, gerade als ob er selber sich wunderte, daß man bei der Vorenhige noch irgend etwas anderes tun könne als schlafen. Der Traum hatte ihn denn auch bald in die Gefilde der Seligen hinübergeleitet, während die Postaraber mühsam weiter humpelten. Nur ab und zu führen sie aus ihrer Leibarbie empur, wenn nämlich eine Dremse ihnen allzu stark die Haut feilt.
Unter dem Schilde auf dem Dache des Postwagens standen zwei große Koffer eingeschürt, die anscheinend dem einzigen Passagier des Verdeckes gehörten.
Dieser, ein etwas fremdländisch aussehender junger Mann mit schwarzem Haar und kleinem Schnurrbart, schaute höchst interessiert auf die Gegend.
„Etwas wird, aber doch nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Wäse und Bären scheint es hier nicht zu geben.“
Vorurteil des Westens, Öppenreusen für ein kleines St-

birien zu halten, das nicht nur recht unbillig ist, sondern auch mit Manibieren konflikt sein soll. Ein Wock verriet sich zwar ab und zu über die russische Grenze, er kam aber nicht weit und wurde gleich niedergemalt, um dann seine Haut als Fußteppich oder Sofabezug herzugeben. Der Wock führte durch mehrere Dörfer, vor welchen es der Postillon doch früh angezeigt hielt, den Bauern durch ein Hornsignal anzuzeigen, daß ein kgl. preussischer Postwagen nahte.
„Dort aus dem fernen Ost, kommt die Dreidrittelpost, auf der Chaussee.“
„Wochen ade!“
erlang es gar nicht läbel aus dem Horn des „Schwagers“, während die Schultügend, welche es sich nicht nehmen ließ, dem „noblen“ Gefährt das Chorengeleite zu geben, den Postreit nach bestem Wissen und Können mitgrößte. Die letzte Dreidrittel war passiert, noch eine Krümmung und von weitem grüßten aus dem Tale, der schlanke, polnische Turm der Kirche von Kronau, aus der Mitte das gotische Rathaus, sowie weiter links ein vierziger Steinloß, die aus der Ordensritterzeit stammende Burg, mit Recht der Stolz von Stadt und Umgebung.
Der Passagier klopfte an das nach dem Aufschob führende Fenster. „Sie, Postillon, sagte er in gutem, wenn auch mit etwas fremdländischen Accent gesprochenem Deutsch, ist das da vorn Kronau?“
„Ja, Herrchen, wir fahren bloß noch ein Weilchen, dann sind wir in der Stadt.“
„Nein, lassen Sie mir, und halten Sie ein wenig an, ich möchte mir die Gegend doch zu Fuß ansehen, in Ihrem alten Kasten wird man ja halb tot geschüttelt.“

„Eigentlich geht das nicht, Herrchen.“
Ein Taler verschloß ihm den Mund und stößte ihm ungläublichen Mepelt ein.
„Na ja, wenn Sie meinen, Herr Graf.“
Er hatte nicht allzuweit vorbeigetroffen. Der einjame Wanderer war der uns bereits bekannte Vicome de Chateaufauf, der seinen versprochenen Besuch in Althof machte. Langsam schritt er, während die Post weiter fuhr, südbah.
Nichts vom Wege fiel ihm sofort der Christberg und dessen Nebenberge in die Augen, an dessen Fuß hüßlich inmitten von dunklen Grün gelegen, sich wie ein Schneckkästchen das Dorf Althof präsentierte, an welches sich das „Amt“ schloß, das Amt des Wanderers. Merkwürdig gespannt blickte er vor sich hin.
„Mein Gott, ich bin hier noch nie gewesen und doch kommt mir alles so eigentlich bekannt vor. Sonderbar, höchst sonderbar.“
Gedankenvoll schritt er weiter. Ab und zu standen an dem Wege schlichte Holzstrenge mit dem Bildnis des Erlösers, und sich bekrönigend, lüfteten die Vorübergehenden ihren Hut oder beugten andächtig das Haupt.
Das heimelte ihn an und erinnerte ihn an sein Vaterland. Bald gelangte er an eine kleine Kapelle, aus der ein Bild der Mutter Gottes freundlich hervorleuchtete. Es war dies die Palästinakapelle, von den Kronauern in Erinnerung eines Gelübdes errichtet, das sie in schreckensvoller Pestzeit vor mehreren Jahrhunderten gemacht hatten. Noch jetzt wallfahrten sie am sogenannten „kalten“ Tage, an dem sie so streng fasteten, daß nicht gefochet werden durfte, regelmäßig daraus.
(Fortsetzung folgt.)

